

# drehscheibe+

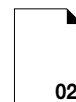
herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung

**Nr. 12** [www.drehscheibe.org](http://www.drehscheibe.org)

## + *Ganz normal, oder was?*

Das Thema Behinderung in der Lokalberichterstattung. Arbeitsheft zur Redaktionskonferenz der bpb

+



### VORWORT

#### Vergessenes Thema

Christina Knorz über die Bedeutung der Inklusionsberichterstattung



### BEGRIFFE

#### Frage der Perspektive

Dominik Groß will, dass Journalisten über ihre Sprache nachdenken



### LEIDMEDIEN

#### Auf Augenhöhe

Der Verein Sozialhelden gibt Tipps für Begegnungen mit Behinderten



### PRAXIS

#### Skeptisch bleiben

Martin Tschepe warnt vor zu viel Euphorie beim Thema Inklusion



### LEICHTE SPRACHE

#### Verständlich sein

Sascha Geldermann über eine Rubrik in der *Augsburger Allgemeinen*



### EINFÜHLUNG

#### Nicht nur gut meinen

Gute Absichten reichen nicht, findet Monika Scheele Knight



### SERVICE

#### Wo Inklusion drinsteckt

Recherchetipps zum Thema



### INTERVIEW

#### „Wir beißen nicht“

Die gehörlose Aktivistin Julia Probst über das Bild von Behinderten in den Medien



### ARBEITSGRUPPEN

#### Gegen alle Widerstände

Ideen und Tipps zur Überwindung von Schwierigkeiten in der Berichterstattung

## Das vergessene Thema

Wie im Lokalen gut über Menschen mit Behinderung berichtet werden kann.

2

### Christina Knorz

hat die bpb-Redaktionskonferenz „Inklusion: Ganz normal, oder was? Das Thema Behinderung in der Lokalberichterstattung“ geleitet, die vom 23. bis 25. November 2015 in Warendorf stattfand. Sie ist Mitglied des Projektteams Lokaljournalisten, das die *drehscheibe* herausgibt. Beim *Nordbayerischen Kurier* aus Bayreuth arbeitet sie als kommissarische Chefredakteurin.



### Kontakt:

Telefon: 0921 – 29 41 78  
E-Mail: christina.knorz@kurier.tmt.de

### Redaktionskonferenz

Mehr Infos über die Konferenz zum Thema Inklusion gibt es hier: [www.drehscheibe.org/redaktionskonferenz-inklusion-2015.html](http://www.drehscheibe.org/redaktionskonferenz-inklusion-2015.html)

Inklusion ist ein gesellschaftspolitisches Megathema. Sie wird oft vergessen – sowohl in der Kommunalpolitik als auch in der Berichterstattung. Tagtäglich kommt es in Deutschland zu absurden Fällen wie dem, dass ein 13-jähriger Gymnasiast die Mädchentoilette benutzen muss, weil es kein Jungs-Klo an der Schule gibt, das breit genug für seinen Rollstuhl wäre. Oder zu einem Fall wie dem, dass bei einer Innenstadtsanierung die neuen Straßenlaternen eine hinter der anderen auf dem Blinden-Leitsystem gebaut werden.

Deshalb lautet die Antwort heute noch: Nein, Inklusion ist nicht „ganz normal“, ist noch kein Alltag geworden in Deutschland. Die Vereinten Nationen haben im Jahr 2005 die Behindertenrechtskonvention beschlossen. Menschen mit Behinderungen sollen gleichberechtigt am Alltag teilnehmen können. Deutschland hat sich dem 2009 angeschlossen. Wie Gutachten und Prüfberichte zeigen, ist seither nicht viel geschehen.

Aber was passiert, wenn Kinder mit Behinderungen ihr Recht einklagen, auf die Regelschule zu gehen? Dann reagiert die Mehrheitsgesellschaft oft mit Angst vor den Konsequenzen für ihre eigenen Kinder oder vorgeschütztem Gut-Willen, den Behinderten könne doch in „Spezialschulen“ viel besser geholfen werden. Das mag in einigen Einzelfällen richtig sein, in anderen wiederum nicht. Und dann gibt es Eltern wie Monika Scheele-Knight, die ein autistisches Kind hat. Sie kämpft dafür, dass nicht alle Betroffenen über einen Kamm geschoren und an ihren Bedürfnissen vorbei gefördert oder überfordert werden.

Dass sich die Leistungsgesellschaft mit der Differenzierung von Fähigkeiten und individuellen Hilfestellungen nicht nur in der Umsetzung schwertut, sondern bereits im Erkennen der eigenen Barrieren beim Den-

ken und Handeln, zeigt die Auseinandersetzung, die die Inklusionsaktivistin Julia Probst auf allen Kanälen führt. Erst nach dreimaligem Hinweis und dreimaligem Versprechen war der Bundestag in der Lage, Reden der Bundeskanzlerin vor Besuchergruppen mithilfe eines Dolmetschers für Gebärdensprache auch Menschen mit Hörbehinderung zugänglich zu machen.

Wenn Medien schließlich über Menschen mit Behinderungen berichten, schreiben sie häufig ungeschickt. Dann heißt es: „Sie meistert tapfer ihr Schicksal.“ Oder: „Sie ist an den Rollstuhl gefesselt.“ Der Berichtersteller beschwört ein Leid, das der Betroffene vielleicht gar nicht empfindet. Aber fragt er ihn danach? Nach Erfahrung des Vereins Sozialhelden in Berlin, der sich auch für eine bessere Kommunikation zwischen Medien und Menschen mit Behinderung einsetzt, geschieht das häufig nicht.

Diese *drehscheibe plus* soll Denkanstoß sein, um eigene Barrieren im Kopf und beim Schreiben zu erkennen, um für die gesellschaftliche Mammutaufgabe Inklusion zu sensibilisieren und Themen für den Redaktionsalltag zu finden.

Text: Christina Knorz

## Eine Frage der Perspektive

Beim Thema Inklusion kommt es darauf an, sich der Tragweite der Begriffe klar zu werden, betont der Medizinethiker Dominik Groß.

3

**Dominik Groß** wurde 1964 in St. Wendel/Saar geboren. Nach dem Abitur absolvierte er drei Studiengänge, in denen er auch promovierte: Geschichte, Philosophie und Klassische Archäologie (Saarbrücken); Zahnheilkunde (Homburg/Saar); Humanmedizin (Ulm). Seit 2005 hält Groß den Lehrstuhl für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Medizinischen Fakultät der RWTH Aachen. Seit 2007 ist er Vorsitzender des Klinischen Ethik-Komitees der Aachener Uniklinik.



### Kontakt:

Telefon: 0241 – 808 80 96  
E-Mail: dgross@ukaachen.de

Was ist Krankheit, was Gesundheit, was Behinderung? Oft geht es mit den Begriffen im Alltag munter durcheinander. Noch komplizierter wird es, wenn unterschiedliche Perspektiven ins Spiel kommen: Da fühlt sich der Gehörlose dann krank, wenn er eine Grippe hat, während der Mediziner ihn gern von seiner Taubheit heilen würde. Und schließlich wirbeln bei der Betrachtung von Menschen mit Behinderung auch noch Begriffe von Ethik und Moral durcheinander. Gründe gibt es für den Medizinethiker Prof. Dr. Dominik Groß von der RWTH Aachen genug, zunächst die Terminologie zu klären, um dann treffend beschreiben zu können, was die entscheidenden Gesichtspunkte beim Thema Inklusion sind.

Da steht für ihn zunächst einmal der Begriff „Gesundheit“ an, den die Weltgesundheitsorganisation (WHO) so definiert:

- Gesundheit sei „ein Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens und nicht nur das Fehlen von Krankheit oder Gebrechen“.

Diese umfassende Betrachtung der WHO dürfte die Zahl der Gesunden schrumpfen lassen, da sie eben nicht nur auf körperliche Gebrechen abhebt. „Krankheit“ lässt sich dagegen durch unterschiedliche Zugänge verschieden betrachten, wobei die Vorstellungen von Krankheit zugleich Wertvorstellungen sind. „Was als ‚normal und gesund‘ und was als ‚abweichend und krank‘ betrachtet wird, variiert zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen sozialen und kulturellen Umgebungen“, beschreibt Dominik Groß und betont, wie relativ die Begriffe seien.

Die englische Sprache erlaubt dabei nützliche Differenzierungen, die der deutschen fehlen:

- **disease:** beschreibt Krankheit als klinische Funktionsstörung des Leibes aus der Perspektive des aktuellen Wissensstandes – der medizinische Zugang
- **illness:** ein persönlich empfundener, körperbezogener Krankheitswert, der durch die gesellschaftlichen Normvorstellungen geprägt ist – der subjektiv-personale Zugang;
- **sickness:** Krankheit als gesellschaftliche bzw. kulturelle Konstruktion und Zuschreibung (Diskriminierung), die individuell variiert und eine in der Gesellschaft wandelbare Größe darstellt – der soziokulturelle Zugang

Im Verlauf gesellschaftlicher Entwicklungen geschieht es immer wieder, dass Zustände oder Verhaltensweisen neue Bewertungen erfahren und sie pathologisiert oder depathologisiert werden. So galt Homosexualität noch vor weniger als 25 Jahren als Krankheit. Groß nennt als umgekehrtes Beispiel die „Trenddiagnose ADHS“, die Kinder betrifft, die früher lediglich als lebhaft galten. Ähnlich verhält es sich beim etwas schusseligen Großvater, dem heute das Krankheitsbild „Senilität“ zugewiesen wird. So schafft sich eine Gesellschaft ihre Krankheitsbilder zum Teil selbst. Und für alles gibt es Medikamente: „Die Pathologisierung gilt als Teilaspekt einer umfassenden Medikalisierung der Gesellschaft“, sagt Groß.

Auch für den Begriff Behinderung hält die WHO eine Definition bereit:

- Behinderung setzt eine durch einen Gesundheitsschaden (impairment) verursachte funktionelle Einschränkung (disability) voraus, die wiederum die Fähigkeit, am Leben in der Gemeinschaft teilzunehmen, dauerhaft einschränkt (handicap).

... Fortsetzung von Seite 3

4

Krankheit gilt somit als Zustand, der durch medizinisches Eingreifen veränderbar ist, während eine Behinderung allenfalls in ihren Auswirkungen abzumildern ist und den Betroffenen schicksalhaft begleitet. Aber als wie schicksalhaft empfindet er das? Wenn ein von Geburt an behinderter Mensch seine eingeschränkten Möglichkeiten akzeptiert hat, erscheint seine Zukunft als gefestigt. Anders beim Kranken: Eine Krankheit gefährdet oder zerstört Lebensentwürfe, es kommt zum Selbstvergleich zwischen dem Damals und dem Jetzt.

„Die Kernfrage lautet: Erlebt sich der Betroffene als beeinträchtigt?“, definiert Groß eine Richtschnur bei der Betrachtung behinderter Menschen. Je nachdem, wie ihre Antworten ausfallen, empfinden sie die moderne Medizin auch als Bedrohung, als Ablehnung ihres Daseins. Der Medizinethiker beschreibt das Defizit so: „Bei der Entwicklung neuer medizinischer Verfahren wird diese Perspektive von Menschen mit Behinderung tendenziell ausgeblendet.“ So kann die Botschaft eines medizinischen Therapieangebots für viele klingen wie: „Sei und werde anders!“

Kritik am medizinischen Modell von Behinderung üben die Disability Studies, die ein soziales Gegenmodell aufstellen. Demnach wird Behinderung primär durch gesellschaftliche Barrieren bedingt, dem „Behindertwerden“. „Behinderte Menschen sind danach in erster Linie Angehörige einer unterdrückten Minderheit“, erläutert Groß. Der Kritik an der Gesellschaft stellt er Kritik an aktuellen medizinethischen Diskussionen zur Seite, die sich etwa mit einem begrenzten Lebensrecht behinderter Neugeborener befassen. Groß nennt drei allgemeine Kritikpunkte:

- Die ethische Diskussion wird vor allem von der Sichtweise nicht-behinderter Menschen geprägt.

- Vorherrschende Vorstellungen von Behinderung werden in der medizinethischen Diskussion bisher unzureichend reflektiert.

- Ethik-Konzeptionen werden der Lebenserfahrung von Menschen mit Behinderung kaum gerecht.

Aus den verschiedenen Aspekten zieht Dominik Groß Schlussfolgerungen, die sich auch Journalisten bewusst machen und die ihnen als Eckpunkte dienen können, wenn sie mit den Themen Inklusion, Behinderung und Krankheit in Berührung kommen:

- Je mehr eine Gesellschaft auf die Vorstellung eines leidensfreien Lebensglücks fixiert ist, desto ungünstiger sind die sozialen Rollen, die für Menschen mit Behinderung verbleiben.

- Eine an Menschenrechten orientierte Gesellschaft muss gerade den Menschen Möglichkeiten für ein gelingendes Leben schaffen und erhalten, die in ihren natürlichen Fähigkeiten eingeschränkt sind; wozu außer individueller Unterstützung auch die Sicherung von gesellschaftlicher Teilhabe gehört – hierzu kann und muss auch die Medizin ihren Beitrag leisten.

- Auch wenn ein Leben mit Behinderung mit Leid verbunden sein kann, bietet dies keine Rechtfertigung dafür, dem Betroffenen die Lebensqualität oder den Lebenswert abzusprechen.

- Andererseits sind Grenzen durch Behinderung kein Anlass, Behindertsein als besondere Qualität hochzustilisieren – stattdessen gilt es, Behindertsein als natürlichen Bestandteil des Menschseins zu akzeptieren.

Text: Volker Dick

## Begegnungen auf Augenhöhe

Berührungsängste, sprachliche Fallstricke, lauernde Fettnäpfchen:  
Der Verein Sozialhelden hilft mit Tipps aus erster Hand.

5

### Andi Weiland

wurde 1985 in Berlin geboren. Er studierte Politik- und Kommunikationswissenschaft in Münster. Seit 2011 ist der freie Fotograf Mitarbeiter in der Öffentlichkeitsarbeit für den Verein Sozialhelden. Außerdem fotografiert er Veranstaltungen für die *Berliner Gazette*. Mehrere Jahre engagierte er sich im Vorstand der Jugendpresse Deutschland e. V. und bei Politikorange.de und Jugendfotos.de.



### Kontakt:

Telefon: 0176 – 21 05 97 20  
E-Mail: [post@andiweiland.de](mailto:post@andiweiland.de)

Sie sind noch längst nicht ausgestorben, die abgenutzten Floskeln und Klischees der journalistischen Sprache. Da wird nach wie vor „die Schulbank gedrückt“ oder „nicht schlecht gestaunt“, Petrus taucht weiterhin als „Wettergott“ auf, vom „nährischen Lindwurm“ an Karneval ganz zu schweigen. Allerdings sind solche Formulierungen relativ harmlos. Anders sieht es aus, wenn sprachliche Stereotype im Zusammenhang mit Minderheiten gebraucht werden, etwa bei Menschen mit Behinderung. Häufig taucht zum Beispiel der Satz auf: „Er ist an den Rollstuhl gefesselt.“

Eine solche Formulierung hat nicht nur einen langen Bart, sondern verfehlt auch sachlich das Ziel. „Für Betroffene bedeutet der Rollstuhl nämlich oft das genaue Gegenteil, nämlich Freiheit“, sagt Andi Weiland, Presse- und Öffentlichkeitsarbeiter für den Berliner Verein Sozialhelden. Unter dem Namen „Leidmedien“ betreibt der Verein ein Projekt, mit dem er Journalistinnen und Journalisten Hilfestellung leisten will bei der Berichterstattung über behinderte Menschen.

Darunter fassen die Sozialhelden etwa Tipps zur sensiblen Verwendung von Sprache, aber auch inhaltliche Hinweise, wie sich Geschichten über Menschen mit Behinderung angehen lassen. Richtschnur bei der Zusammenstellung der Tipps war es, Alternativen zu den üblichen Klischees aufzuzeigen und konsequent die Perspektive behinderter Menschen einzunehmen.

Statt „an den Rollstuhl gefesselt“ zu schreiben, empfehlen die Sozialhelden in ihrem „Leidfaden“ Formulierungen wie „Person XY sitzt im, benutzt den oder fährt im Rollstuhl, ist auf den Rollstuhl angewiesen, ist im Rollstuhl unterwegs“. Weitere Empfehlungen zu zentralen Begriffen lauten:

- statt „Person XY leidet an ...“ besser „Person XY hat die Behinderung ABC/ lebt mit der Krankheit ABC“
- statt „das Leben/die Behinderung meistern“ besser „mit der Behinderung leben“
- statt „trotz seiner/ihrer Behinderung“ besser „mit seiner/ihrer Behinderung“
- statt „geistig behindert“ besser „Mensch mit Lernschwierigkeiten“
- statt „Pflegefall“ besser „Mensch mit Assistenzbedarf“
- statt „Liliputaner“ besser „kleinwüchsiger Mensch“

### Perspektiven aufzeigen

Bei seinem Engagement ist Andi Weiland nicht in erster Linie mit erhobenem Zeigefinger unterwegs. „Wir haben eine Vermittlerrolle“, beschreibt er den Anspruch der Sozialhelden, „wir wollen unsere Perspektive aufzeigen und erklären.“ Dazu gehört der Hinweis an Medienvertreter, behinderte Menschen ernst zu nehmen, sowohl Kinder als auch Erwachsene, und sie im Zweifel zu siezen und nicht als „Sorgenkind“ oder „Schützling“ zu betrachten.

Gleiches gilt im Umgang mit behinderten Sportlern, die in erster Linie als Athleten angesprochen werden möchten. Wenn die Paralympics-Teilnehmerin Andrea Rothfuss aus Innsbruck den Satz hört: „Sie kämpft nicht nur gegen ihre Gegner, sondern auch gegen ihre Behinderung“, widerspricht sie: „Ich kämpfe niemals gegen meine Behinderung, die spielt im Wettkampf keine Rolle.“ Ein wichtiger Hinweis auch für Lokaljournalisten, wenn sie etwa darüber berichten, wie

... Fortsetzung von Seite 5

6

#### Link

Hier geht's zu den  
Sozialhelden:  
[www.sozialhelden.de](http://www.sozialhelden.de)

Menschen mit Behinderung im örtlichen Sportverein das Deutsche Sportabzeichen erwerben – was bereits seit 1952 möglich ist.

#### Die Interviewsituation

Nicht selten besteht bei Journalisten Unsicherheit darin, wie sie Menschen mit Behinderungen gegenüber treten sollen, etwa bei einem Interview. Um Berührungängste zu senken, geben die Sozialhelden auf [www.leidmedien.de](http://www.leidmedien.de) auch hierzu Tipps. Für Erleichterung kann schon der Hinweis sorgen, dass man Rollstuhlfahrer durchaus fragen darf, wie's läuft, und zu Sehbehinderten sagen: Wir sehen uns. Zu den wichtigen Fragen bei Begegnungen gehören auch diese Punkte:

- Wenn es um einen Treffpunkt für das Interview geht, den Gesprächspartner nach Empfehlungen fragen.
- Bei der Begrüßung kann man wie gewohnt einem Interviewpartner die Hand zur Begrüßung ausstrecken. Sollte eine Erwiderung dem Gegenüber wegen einer körperlichen Behinderung schwerfallen, wird er das mitteilen und eine Alternative anbieten. Bei Sehbehinderten kann man abwarten, ob einem der andere von sich aus die Hand anbietet.
- Nicht ungefragt helfen: Wenn ein Gegenüber Probleme hat, die Jacke auszuziehen, sollte man ihn nicht ungefragt anfassen, sondern warten, ob man um Hilfe gebeten wird.
- Beim Gespräch auf Augenhöhe gehen: Sitzt die Person im Rollstuhl oder ist sie kleinwüchsig, empfiehlt es sich, auf einem Stuhl zu sitzen.
- Vermeiden Sie es, Sätze des Interviewten vorwegzunehmen, gerade wenn die Person langsamer spricht.

- Nicht über den Kopf hinweg reden: Kommen behinderte Menschen in Begleitung zum Gespräch, sollten sie dennoch deutlich die Ansprechpartner des Interviews sein.

- Bei Menschen mit Lernschwierigkeiten sollten die Fragen in einfacher Sprache gestellt werden, in kurzen Sätzen, ohne Fremdwörter, aber Kindersprache ist zu vermeiden.

#### Keine Opfer, keine Helden

Andi Weiland wünscht sich zudem eine Abkehr von Geschichten, in denen Menschen mit Behinderung entweder als Opfer oder als Held dargestellt werden. „Es gibt gar keinen Anlass etwa für Heldengeschichten: Für viele Menschen ist die Behinderung Teil ihres Lebens, den sie akzeptieren, ganz ohne Tapferkeit“, sagt er. Vor einem Beitrag sollten eher folgende Überlegungen stehen:

- Die Behinderung des Gegenübers kann das ausschließliche Thema eines Beitrags sein – meistens aber ist die Behinderung völlig nebensächlich für den Inhalt. Es gilt also zu überlegen, welche Botschaft im Zentrum stehen soll und welche Rolle die behinderte Person dabei spielt; das heißt, ob es überhaupt notwendig ist, die Behinderung zu thematisieren – bei Schaubild-Interviews geht es meist um Finanzen, nicht um den Rollstuhl.
- Es sollten Begriffe verwendet werden, die für das Thema wichtig sind und den Interviewpartner respektieren. Ein Mittel: Personenbeschreibungen verwenden, die nicht ausschließlich die Behinderung thematisieren, sondern die allgemeine Lebenssituation bzw. Berufstätigkeit – etwa Mutter, Ingenieur, Politiker etc.

Text: Volker Dick

## Stich ins Wespennest

Bei aller Begeisterung für Inklusion sollten auch die Belange von schwerstbehinderten Menschen in den Blick genommen werden, mahnt Martin Tschepe von der *Stuttgarter Zeitung*.

7

### Martin Tschepe

wurde 1965 in Berlin geboren. Er studierte von 1986 bis 1989 Sozialpädagogik an der Dualen Hochschule Stuttgart und in Jerusalem. Anschließend studierte er Kommunikationswissenschaften an der Universität Stuttgart-Hohenheim. Seine journalistische Laufbahn begann er 1994 bei der *Backnanger Kreiszeitung*. 1996 erhielt er den Deutschen Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung für eine Serie über Selbsthilfegruppen. Seit 1997 ist er Redakteur der *Stuttgarter Zeitung*.



### Kontakt:

Telefon: 07151 – 958 08 23  
E-Mail: m.tschepe@stz.zgs.de

„Wer Inklusion für alle fordert, ist ein idealtypischer Träumer“, sagt Martin Tschepe, Redakteur der *Stuttgarter Zeitung*. Mit dieser Haltung stellt er sich gegen den momentanen Meinungsmainstream, gegen die „Inklusionseuphorie“, wie er es nennt. Tschepe hat gute Gründe für seinen Standpunkt und empfiehlt den Kolleginnen und Kollegen in den Redaktionen, das skeptische Hingucken bei diesem Thema nicht zu vergessen. „Wir Journalisten neigen dazu, angeblich große sozialpolitische Entwürfe wie die Inklusion fast blind zu befürworten“, kritisiert er. Das Zitat von Hanns Joachim Friedrichs fällt einem in diesem Zusammenhang ein: „Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemeinmacht mit einer Sache – auch nicht mit einer guten Sache.“

### Wohnheime können sinnvoll sein

Tschepe gehört unmittelbar zu den Betroffenen, wenn es um Inklusion geht. Seit mehr als 15 Jahren ist der studierte Sozialpädagoge gesetzlicher Vertreter einer heute fast 70-jährigen, schwerstbehinderten Frau. Sie lebt in einem großen Behindertenwohnheim, „und das ist für sie ein Segen“, betont der Journalist: „Diese Frau gehört zu denjenigen Menschen mit Behinderung, die auf den geschützten Raum einer solchen Einrichtung angewiesen sind.“ In einer Außenwohngruppe würde sie nach seiner Einschätzung vor die Hunde gehen. „Jetzt kann sie sich zumindest auf dem umzäunten Heimgelände frei bewegen, ohne verloren zu gehen“, erläutert Tschepe, „eine Wohngruppe könnte sie gar nicht ohne Begleitung verlassen.“

Angesichts einer aus seiner Sicht vorherrschenden Tendenz in Richtung „Inklusion für alle“ fürchtet er vor allem diese Entwicklung: Viele behinderte

Menschen werden inkludiert, große Heime in der Folge geschlossen – und für die Schwächsten mit besonderem Betreuungsbedarf fehlen dann die Einrichtungen. In diesem Punkt betrachtet Tschepe Inklusion als Bedrohung, was ihn mit vielen Angehörigen und gesetzlichen Vertretern eint. Und an dieser Stelle sieht er auch die Lokalredaktionen gefordert, genau hinzuschauen.

### Schwierigkeiten mit Inklusion

Welches journalistische Potenzial das Themenfeld bietet, hat der Redakteur im Zuge eines Artikels erfahren, in dem er die Geschichte der von ihm betreuten Frau erzählt: mit skeptischem Blick auf die mögliche oder unmögliche Inklusion. „Danach haben sich sehr viele Angehörige behinderter Menschen bei mir gemeldet, die sich große Sorgen um die Zukunft ihrer Verwandten machen“, berichtet Tschepe: „Das war offenbar ein Stich ins Wespennest.“ Jenen Gehör zu schenken, ihre Probleme zur Sprache zu bringen, hält er für enorm wichtig, „damit Inklusion nicht alles überrollt“.

„Man muss versuchen, an die Angehörigen heranzukommen, die sich bisher nicht trauen, an die Öffentlichkeit zu gehen“, sagt er, „diese Menschen haben einiges zu erzählen.“ Ein erster Schritt bei der Recherche kann die Kontaktaufnahme zur Leitung oder der Pressestelle eines großen Behindertenwohnheims sein. Sollte dort die nötige Offenheit fehlen, über Schwierigkeiten bei der Inklusion zu reden, bleibt darüber hinaus der Weg zu Angehörigenvertretungen, die in größeren Einrichtungen gewählt werden. Möglicherweise stehen die Angehörigenvertreter selbst zu Gesprächen bereit oder sie vermitteln Kontakte zu anderen Betroffenen. Ein weiterer Researchweg führt zu den einschlägigen sozialen Netzwerken und Inter-

... Fortsetzung von Seite 7

8

**Link**

Auf der Suche nach Gesprächspartnern kann diese Seite helfen:  
[www.myhandicap.de](http://www.myhandicap.de)

net-Foren. Mit Fingerspitzengefühl lassen sich Angehörige etwa in Facebook-Gruppen finden, etwa solchen, die auf eine Stadt oder einen Ort bezogen sind und Titel tragen wie „Du bist XY“ oder „Dein XY“. Dort gepostete Suchanfragen finden große Verbreitung und über die Kontaktaufnahme via „Privatnachricht“ bleibt die Anonymität gewahrt. Auch spezielle Foren für behinderte Menschen und deren Angehörige im Netz sind geeignet, um aktiv nach Gesprächspartnern zu suchen, beispielsweise unter [www.myhandicap.de](http://www.myhandicap.de).

**Sich umhören**

Eine weitere Möglichkeit kann auch das Umhören im Bekanntenkreis bieten, wo häufig jemand jemanden kennt, der mit einem Kontakt weiterhelfen kann. Vielleicht ergibt sich für manche auch die Gelegenheit, beim eigenen Zivildienst anzuknüpfen oder einem Freiwilligen Sozialen Jahr, um frühere hilfreiche Verbindungen aufzufrischen. Tschepe hält es auch für wichtig aufzuzeigen, wie das Leben von Schwerstbehinderten in Wohnheimen aussieht, wie dort der Alltag gestaltet wird. Genauso bietet es sich an, ähnliche Blicke in eine Außenwohngruppe zu werfen, also in eine Wohngruppe außerhalb einer Einrichtung, um die verschiedenen Voraussetzungen darstellen zu können.

Bedingung für beide Ansätze sind natürlich kooperative Betreiber von Heimen und Wohngruppen sowie daran interessierte behinderte Menschen, deren Angehörige oder gesetzliche Vertreter. Tschepe weist auf gute Erfahrungen mit Vertretern der Lebenshilfe e. V. hin, die auch kritischen Stimmen Raum geben. Die Lebenshilfe gliedert sich bundesweit in mehr als 500 Orts- und Kreisvereinigungen – die Chance ist also groß, dass lokal oder regional Ansprechpartner gefunden werden. Diese könnten als Türöffner zu Einrichtungen fungieren und auch Angehörigenvertreter vermitteln. So ließen sich beispielsweise auch Gesprächspartner finden, die für ein Streitgespräch zum Thema in die Redaktion eingeladen werden, um ihre Argumente rund um das Schlagwort „Inklusion für alle“ auszutauschen.

Tschepe versteht sich nicht als Inklusionsverhinderer, er sieht durchaus die Chancen, die Inklusion für viele Menschen mit Behinderung mit sich bringen kann. Ihm ist wichtig, dass auch die Kehrseite nicht vergessen wird: „Inklusion für alle bedroht die Schwächsten in der Gesellschaft: Schwerstmehrfachbehinderte Kinder, Jugendliche, Erwachsene könnten unter die Räder kommen.“

Text: Volker Dick



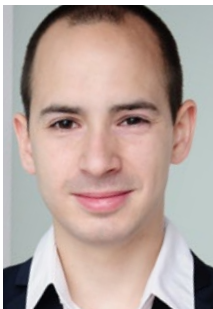
## Verständlich sein

Was Leichte Sprache bedeutet und wie entsprechend formulierte Nachrichten zustande kommen: Sascha Geldermann berichtet von einem gelungenen Projekt in Augsburg.

9

### Sascha Geldermann

wurde 1987 in der Nähe von Münster in Nordrhein-Westfalen geboren. Neben seinem Studium der Germanistik und der Linguistik von 2007 bis 2012 in Tübingen arbeitete er für das *Schwäbische Tagblatt* und leitete die studentische Campus-Zeitung *Kupferblau* als Chefredakteur. Nach seinem Master-Abschluss volontierte er 2013/2014 bei der *Augsburger Allgemeinen*. Seit Januar 2015 arbeitet er als Redakteur in der Online-Redaktion.



### Kontakt:

Telefon: 0821- 777 31 07  
E-Mail: sascha.geldermann@  
augsburger-allgemeine.de  
[www.augsburger-allgemeine.de](http://www.augsburger-allgemeine.de)

Leichte Sprache? Klingt nach journalistischem Handwerk: keine Fremdwörter, keine langen, verschachtelten Sätze, keine Einschübe. Doch Leichte Sprache unterscheidet sich deutlich von dem, was Journalisten üblicherweise formulieren. Auch von dem, was gemeinhin als „einfache Sprache“ bezeichnet wird. Sätze in einfacher Sprache sollen höchstens 15 Wörter lang sein, solche in Leichter Sprache maximal acht – fordert die Aktion Mensch. Außerdem bedient sich die Leichte Sprache viel häufiger des Bindestrichs, mit dem sie zusammengesetzte Begriffe auftrennt und dadurch verständlicher macht. In nach diesen Regeln geschriebenen Nachrichten ist daher von der „Bundes-Regierung“ und der „Zusammen-Arbeit“ zu lesen.

Das bei der Entwicklung maßgebliche Netzwerk Leichte Sprache beschreibt diese Form so:

- Leichte Sprache ist eine sehr leicht verständliche Sprache.
- Man kann sie sprechen und schreiben.
- Leichte Sprache ist vor allem für Menschen mit Lern-Schwierigkeiten.
- Aber auch für andere Menschen.
- Zum Beispiel für Menschen, die nur wenig Deutsch können

Wer sich Leichter Sprache bedient, erreicht somit nicht nur Menschen mit Lernschwierigkeiten, sondern ebenso Migranten – etwa Flüchtlinge, die kaum Deutsch beherrschen. Für Redakteure bedeutet sie außer einer sprachlichen Herausforderung auch eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den jeweiligen Themen. Denn bevor die eigentliche Nachricht folgt, geht es zunächst darum, das Grund-

sätzliche zu erklären. Wie solche Meldungen aussehen, zeigt etwa der Deutschlandfunk mit seinem Angebot unter [www.nachrichtenleicht.de](http://www.nachrichtenleicht.de). Inzwischen versorgen aber auch deutsche Tageszeitungen ihre Leserschaft mit Nachrichten in Leichter Sprache, in erster Linie online.

### Rubrik „Leichte Sprache“ in der *Augsburger Allgemeinen*

Dazu gehört die *Augsburger Allgemeine* mit ihrer Rubrik „Leichte Sprache“ unter [www.augsburger-allgemeine.de](http://www.augsburger-allgemeine.de). Eine Meldung zum Auslandseinsatz deutscher Soldaten in Syrien beispielsweise beginnt so: „In Frankreich gab es im November Terror-Anschläge. Viele Menschen sind getötet worden. Terror bedeutet: Menschen machen anderen Menschen Angst. Zum Beispiel durch Terror-Anschläge. Dabei werden friedliche Menschen getötet oder verletzt.“

Jeden Freitag gibt es neue Nachrichten in Leichter Sprache, die Online-Redakteur Sascha Geldermann verantwortet. „Im Sommer 2014 habe ich als Volontär über das Fachzentrum für Leichte Sprache der Caritas in Augsburg geschrieben“, erzählt er, „und in einer Caritas-Werkstatt fragten mich Menschen mit Behinderung: ‚Warum veröffentlicht eigentlich die *Augsburger Allgemeine* keine Artikel in Leichter Sprache?‘ Das hat mich beschäftigt. Als ich dann Anfang 2015 Redakteur in der Online-Redaktion wurde, habe ich mich an die Umsetzung gewagt.“

Dabei erwies sich die sprachliche Hürde als die höchste: „Da ich selbst nicht in Leichter Sprache geschult bin, war es erst einmal das Wichtigste, einen Partner für die Übersetzungen zu finden“, blickt Geldermann zurück. Seine entsprechende Anfrage bei der Caritas stieß gleich auf Begeisterung.

... Fortsetzung von Seite 9

10

Seitdem übertragen ehrenamtlich tätige Übersetzer die Artikel der Journalisten. Anschließend prüfen Menschen mit Behinderung diese Texte auf Verständlichkeit – was zusätzliche Arbeit für die Caritas-Übersetzer bedeuten kann. „Die Themen und Inhalte bestimmen aber wir als Redaktion“, sagt Sascha Geldermann, „das würde ich immer empfehlen, um auszuschließen, dass externe Dienstleister eigene Interessen bei den Artikeln verfolgen können.“

Auf diese Weise entstehen bis zu drei Artikel pro Woche auf der Online-Seite. Mehr könnte die Caritas seiner Einschätzung nach auch zeitlich nicht bewältigen: Die Übersetzung dauert jede Woche einige Stunden und fußt auf ehrenamtlicher Tätigkeit. Sprachlich fasst der Online-Redakteur die Texte dann nicht mehr an, „aber die Inhalte gebe ich vor – und die wurden bisher immer sorgfältig in die Übersetzung übertragen“. Seine Hauptaufgabe besteht also darin, drei Themen auszuwählen und sie aufs Wichtigste reduziert und einfach formuliert zusammenzufassen. „Das ist kein großer Aufwand, da ich die grundlegenden Infos zu den großen Themen der Woche eh kenne“, so Geldermann.

Diese Vorlagen gelangen bis spätestens Mittwochmittag per E-Mail zur Caritas und kommen bis spätestens Freitagmittag übersetzt und geprüft zurück. Dann wird noch ein Foto dazugesetzt. „Das kostet mich pro Woche etwa 45 Minuten“, erläutert er den Aufwand. Gemessen an seinen Erfahrungen hält er ein Angebot in Leichter Sprache durchaus für lohnenswert: „Lokalredaktionen könnten ja auch erst mal mit einem Text anfangen und beispielsweise den wichtigsten Artikel der Woche am Samstag noch einmal in Leichter

Sprache veröffentlichen. Das ist auf jeden Fall machbar.“

In seine Mischung lässt Sascha Geldermann nicht nur die harten Nachrichten einfließen, sondern er berücksichtigt auch bunte Themen, beispielsweise einen neuen Kinofilm oder Stefan Raabs Abschied vom Fernsehen. Der Erfolg eines solchen Projekts für eine Redaktion hängt vor allem davon ab, einen verlässlichen Partner für die Übersetzungen zu finden – wie in diesem Fall die Augsburger Caritas. Der Rest läuft dann fast von selbst. „Die Caritas informiert auch Menschen mit Behinderungen über das Projekt, was gut funktioniert. Wir selbst haben es natürlich auch beworben, beispielsweise über Twitter und Facebook. Menschen mit Behinderung lassen sich aber so nur schlecht direkt erreichen“, ergänzt der Journalist.

#### Vor allem positive Reaktionen

Allerdings weckte die Zeitung über diese Wege die Aufmerksamkeit von Lesern, die das Angebot kritisch bewerteten. „Uns wurde vorgeworfen, Menschen mit Behinderung für dumm zu verkaufen“, erinnert sich Sascha Geldermann, der daraus gelernt hat: „Danach haben wir auf Facebook immer betont, dass sich Menschen mit Behinderungen diese Nachrichten gewünscht haben und durch die Überprüfung selbst daran beteiligt sind.“ Das Werben um Verständnis war offenbar erfolgreich: „Seitdem bekommen wir zu 99 Prozent positive Reaktionen aus ganz Deutschland. Das ist natürlich eine große Motivation.“

Text: Volker Dick

## Nicht gut, nur gut gemeint

Manchmal bewirken beste Absichten von Journalisten genau das Gegenteil. Da hilft es, mit den Betroffenen direkt zu sprechen, empfiehlt Monika Scheele Knight.

11

### Monika Scheele Knight

wurde 1972 in Oldenburg geboren. Sie studierte Literaturwissenschaft, Nordamerikastudien und Theaterwissenschaft in Mainz und Berlin. Als freie Journalistin arbeitete sie für die *Nordwest-Zeitung* (Oldenburg) und das NDR-Radio. Nach dem Studium ging sie nach Chicago, dort war sie u. a. für das Goethe-Institut tätig. Seit 2006 arbeitet sie als freie Übersetzerin, Referentin und Programmkoordinatorin. Den Deutschen Bundestag unterstützt sie im Bereich Öffentlichkeitsarbeit.



### Kontakt:

Telefon: 0176 – 67 07 34 31  
E-Mail: monika.scheele.knight@gmail.com

In den seltensten Fällen steckt böser Wille dahinter. „Oft agieren Journalisten aus Gedankenlosigkeit heraus, oder es mangelt ihnen schon mal an Wissen und Einfühlungsvermögen“, beklagt Monika Scheele Knight. Immer wieder beobachtet sie, wie Medienberichte über Menschen mit Behinderung bei den Betroffenen ganz anders ankommen als offenbar beabsichtigt. Eine generelle Schelte erhebt die Öffentlichkeitsarbeiterin, die selbst als Journalistin gearbeitet hat, nicht. Sie will aber auf die Fallstricke hinweisen, die in der Berichterstattung über behinderte Menschen lauern und über die bei Weitem nicht nur Lokaljournalisten, sondern auch Autorinnen und Autoren sogenannter Qualitätsmedien immer wieder stolpern.

### Persönlicher Hintergrund

Ihre Kritik speist sich auch aus eigenem Interesse. Monika Scheele Knights 15-jähriger Sohn John ist schwerbehindert. Sie engagiert sich in Selbsthilfegruppen und gehört als Patientenvertreterin für den Deutschen Behindertenrat dem Gemeinsamen Bundesausschuss an: dem obersten Beschlussgremium der gemeinsamen Selbstverwaltung von Ärzten, Krankenhäusern und Krankenkassen in Deutschland.

Bei John liegt eine schwere Form von Autismus vor, er kann nicht sprechen und benötigt Hilfe auf der höchsten Pflegestufe. Der Begriff „Autismus“ umfasst aber ein weites Spektrum mit vielen Abstufungen, betont Scheele Knight. Deshalb reagiert sie allergisch, wenn Autismus in deutschen Medien immer mehr als Synonym erhalten muss – für Kälte und Gefühllosigkeit. „Wenn es um Terroristen wie die des ‚IS‘ geht, ist häufig von ‚autistischem Verhalten‘ die Rede, von ‚kaltblütigen autistischen Killern‘“,

beobachtet sie: „Autisten werden so als gefühllose Menschen gesehen, dabei verfügen sie oft über ein reiches inneres Gefühlsleben.“ Aus ihrer Sicht entwickelt der Begriff in den Medien zunehmend ein Eigenleben als Metapher für etwas Böses, was ein völlig falsches Bild der Betroffenen vermittelt. Manchen Autoren ist das Problem bewusst, sie wollen aber an der prägnanten Formulierung festhalten. Hier muss sich jeder selbst prüfen, welche Verantwortung er übernehmen will.

### Sensationslust

Ebenso schwer fällt häufig der Verzicht auf eine sensationelle Geschichte – erst recht, wenn ein vermeintlich guter Zweck damit verfolgt wird. Scheele Knight nennt ein Beispiel, bei dem es um eine Delfintherapie für Kinder mit körperlicher oder geistiger Behinderung geht. Eine solche Therapie bringt hohe Kosten mit sich, die viele Familien nicht tragen können. Im Fall eines behinderten Mädchens etwa wird eine Spendenaktion gestartet, die Zeitung begleitet das Vorhaben, womöglich fliegt ein Journalist mit in die USA oder die Türkei, wo die Therapie stattfindet, und kommt mit einer Erfolgsgeschichte nach Hause.

„Über so etwas wird wahnsinnig unkritisch berichtet“, meint Scheele Knight, „angesichts des Aufwands muss solch eine Aktion ein Erfolg sein, obwohl objektiv die Betroffenen oft keinen Vorteil daraus ziehen.“ Was ihrer Meinung nach auch daran liege, dass die Delfine ihre heilsamen Schallwellen gar nicht ausstrahlen, weil die Tiere bei der Behandlung selbst Stress erleben.

„Das wird aber gar nicht beleuchtet“, sagt sie. „Wenn immer alles spektakulär sein muss, wird es immer schwieriger, tatsächlich hilfreiche Themen ins Bewusstsein zu bringen, weil das Exotische fehlt.“ Im geschilderten

... Fortsetzung von Seite 11

12

Fall wäre die Hippotherapie auf dem Reiterhof gleich nebenan die womöglich bessere Wahl fürs Kind gewesen, „aber das könnte den Medien leider zu normal sein“.

Immer wieder tauchen solche sensationellen Hilfestorys auf, wie die Geschichte über eine Mutter, die mit ihrem behinderten Kind eine Fernreise zu einem Schamanen unternommen hat und nachher erzählen darf, wie toll es war. „Auch da wurde nicht hinterfragt, was es tatsächlich gebracht hat oder ob das Kind vielleicht unnötig den Reisedrapazen ausgesetzt worden ist“, bemängelt die Aktivistin. Sie weist auf einen weiteren negativen Effekt dieser Berichte hin: „Wenn Mütter so etwas lesen, können sie erheblich unter Druck geraten. Eine Mutter in der Selbsthilfegruppe brach in Tränen aus, weil sie ihrem Kind aus finanziellen Gründen so etwas nie würde bieten können.“

Scheele Knight vermutet, dass in der Berichterstattung über behinderte Menschen andere Regeln als üblich gelten. Wenn jemand ohne Behinderung Tausende Kilometer zu einem Schamanen fliegen würde, gäbe es dazu vermutlich keine Veröffentlichung, sondern es würde als Spinerei abgetan. „Bei Menschen mit Behinderung wird jedoch ein Thema draus – statt die Akzeptanz auf Möglichkeiten im normalen Umfeld zu lenken.“

### Thema Wohnen

Um Alltägliches geht es auch beim geplanten Bundesteilhabegesetz, das Menschen mit Behinderung erhebliche Verbesserungen bringen soll – in Bereichen wie Arbeit, Vermögensbildung und Wohnen. Laut Planung wird das Gesetz zum 1. Januar 2017 in Kraft treten. Schon jetzt bieten sich Lokalredaktionen viele Ansätze, die möglichen Ausprägungen des Ge-

setzes vor Ort zu beleuchten. Etwa beim Thema Wohnen, so Scheele Knight: „Es soll eine individuellere Lebensplanung möglich werden mit mehr Selbstbestimmung in puncto Wahl der Wohnung, aber ist das von heute betrachtet umsetzbar?“ Schon jetzt herrscht allgemein Wohnungsmangel, von barrierefreien Wohnungen ganz zu schweigen. Bereiten sich die Kommunen und die private Wohnungswirtschaft darauf vor?

Weitere Fragen ergeben sich daraus, wie Städte und Gemeinden die Mittel einsetzen, die sie vom Bund im Rahmen des Teilhabegesetzes bekommen. „Ursprünglich waren zweckgebunden fünf Milliarden Euro vorgesehen, aber die Zweckbindung wurde zwischenzeitlich wieder aufgehoben“, betrachtet Monika Scheele Knight die Entwicklung mit Sorge. Wo landet also das Geld, das ursprünglich für behinderte Menschen vorgesehen war?

### Tipps für die Recherche

Bei der Recherche plädiert sie dafür, nicht immer nur große Institutionen oder Verbände anzusprechen, sondern vor allem auf die Betroffenen direkt zuzugehen. Ihre Tipps:

- Mögliche Ansprechpartner lassen sich über lokale Selbsthilfegruppen herausfinden.
- Führt das zu keinem Erfolg, den Weg über große Organisationen wählen, wie die Bundesarbeitsgemeinschaft Selbsthilfe oder den Deutschen Behindertenrat, die evtl. Kontaktpersonen vor Ort oder in der Region nennen können.
- Beim Themenfeld Autismus und Arbeitswelt Kontakt zu einschlägigen Arbeitsvermittlungsagenturen wie beispielsweise Auticon aufnehmen.

... Fortsetzung von Seite 12

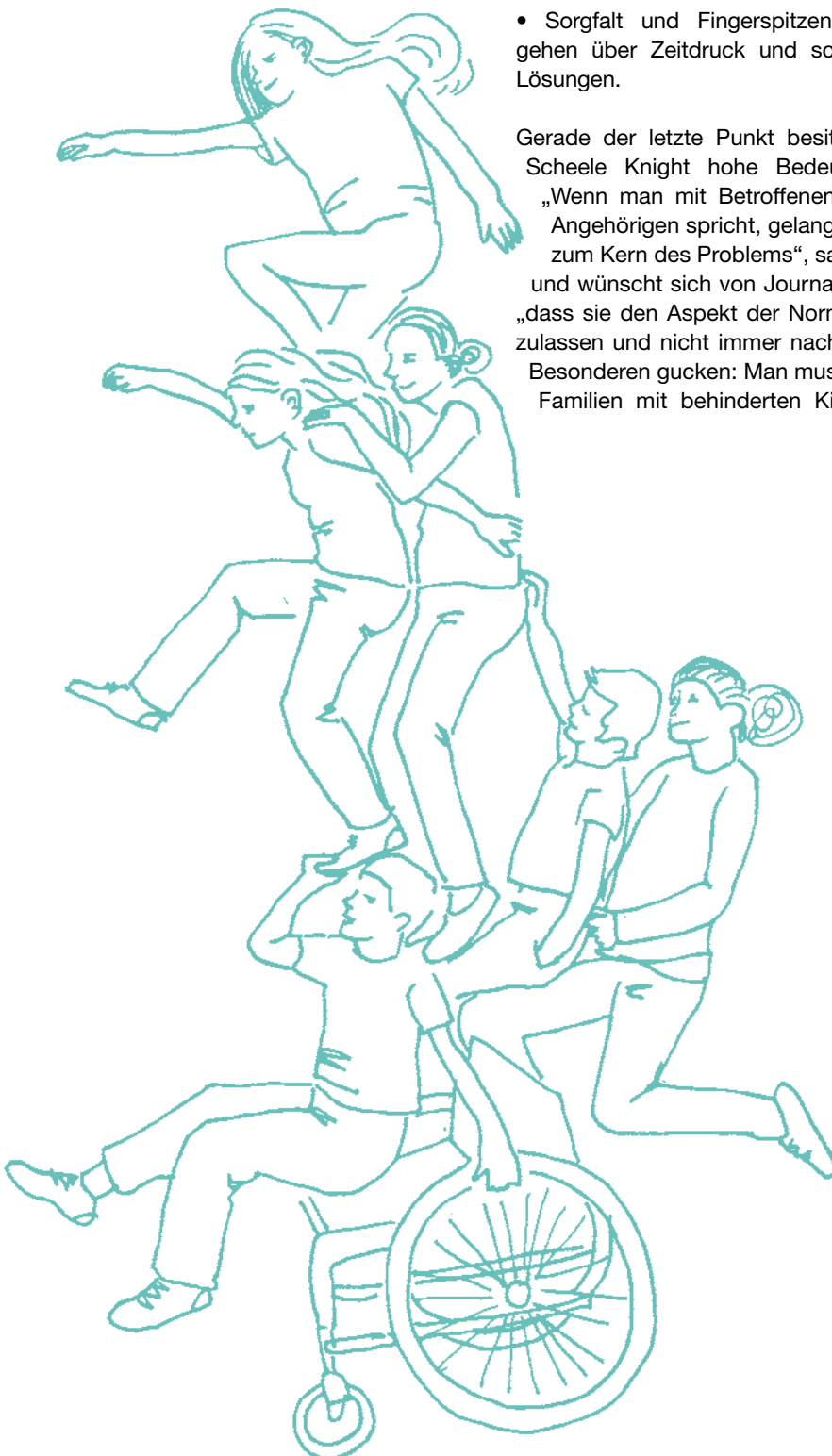
13

- Sorgfalt und Fingerspitzengefühl gehen über Zeitdruck und schnelle Lösungen.

Gerade der letzte Punkt besitzt für Scheele Knight hohe Bedeutung. „Wenn man mit Betroffenen oder Angehörigen spricht, gelangt man zum Kern des Problems“, sagt sie und wünscht sich von Journalisten, „dass sie den Aspekt der Normalität zulassen und nicht immer nach dem Besonderen gucken: Man muss den Familien mit behinderten Kindern

ein normales Leben zugestehen.“ Das allerdings erfüllt oft nicht die vorgefertigten Erwartungen in den Köpfen. Die aber gehören auf null gesetzt, fordert sie: „Journalisten sollten offen ans Thema herangehen und bereit sein, sich sorgfältig in die Welt behinderter Menschen zu vertiefen und die Dinge so anzunehmen, wie sie sich aus Sicht der Betroffenen zeigen – und das klischeefrei darzustellen.“

Text: Volker Dick



## Wo Inklusion drinsteckt

Recherchetipps rund um wichtige Aspekte der Berichterstattung über Menschen mit Behinderung.

14

Welche Haltung nehmen die Deutschen beim Thema Inklusion ein, welche speziell die Eltern? Inwieweit öffnet sich die Arbeitswelt Menschen mit Behinderung? Was kann ein Bundesteilhabegesetz leisten und wo liegen sprachliche Herausforderungen, um behinderten Menschen mehr Teilhabe zu ermöglichen? Und außerdem: Welche Verbesserungen bringen moderne technische Lösungen? Einige Fragen zum Themenfeld Inklusion, mit denen sich unsere Recherchetipps befassen.

### Erhellende Studien

- Die Bundesvereinigung Lebenshilfe wollte es genau wissen: Welche Einstellungen herrschen in der Bevölkerung gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung? Um diese Frage zu klären, beauftragte der Verein 2014 das Institut für Demoskopie Allensbach, das eine repräsentative Befragung durchführte. Was dabei herauskam, lässt sich nachlesen in der Veröffentlichung „Gesellschaftliche Teilhabesituation von Menschen mit Behinderung“, herunterzuladen über die Website der Lebenshilfe ([www.tinyurl.com/hovsh4s](http://www.tinyurl.com/hovsh4s)). Das Papier zeichnet außerdem ein Meinungsbild der Deutschen zur Beschulung von Kindern mit geistiger Behinderung.

Auch ein Blick auf die Internetpräsenz [www.lebenshilfe.de](http://www.lebenshilfe.de) lohnt sich. Dort finden sich viele Informationen rund um ein Leben mit Behinderung, vor allem Praxishilfen, Empfehlungen und Positionspapiere der Lebenshilfe. Zudem blickt die Site detailliert und praxisorientiert auf rechtliche Rahmenbedingungen, mit denen behinderte Menschen konfrontiert sind.

- „Wie Eltern Inklusion sehen: Erfahrungen und Einschätzungen“ heißt die Analyse auf Basis einer repräsentativen

Elternumfrage der Bertelsmann-Stiftung aus dem Jahr 2015. Was denken Eltern über Inklusion? Welche Erfahrungen haben sie bisher mit dem gemeinsamen Lernen gemacht? Die von Infratest dimap durchgeführte Befragung konzentriert sich ganz auf die Sicht der Eltern bei der Debatte über Inklusion – per Download kostenlos über die Bertelsmann-Stiftung abrufbar.

[www.tinyurl.com/hs3w87m](http://www.tinyurl.com/hs3w87m)

- Mit dem „Inklusionsbarometer Arbeit“ nutzt die Aktion Mensch ein Instrument zur Messung von Fortschritten bei der Inklusion von Menschen mit Behinderung auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Das „Barometer“ ist Ende 2015 zum dritten Mal erschienen und untersucht, wie inklusiv der Arbeitsmarkt in Deutschland tatsächlich ist. Erstes Fazit: Es gibt Fortschritte, wenn auch nur kleine. Die gesamte Studie steht zum Herunterladen bei der Aktion Mensch bereit.

[www.tinyurl.com/zsve5d8](http://www.tinyurl.com/zsve5d8)

### Rund ums Bundesteilhabegesetz

- [www.gemeinsam-einfach-machen.de](http://www.gemeinsam-einfach-machen.de): Die Website des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales informiert darüber, wie weit die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland fortgeschritten ist. In diesem Zusammenhang finden sich eine Chronik der Umsetzung sowie Aktionspläne und Infos zum Bundesteilhabegesetz.

- [www.teilhabegesetz.org](http://www.teilhabegesetz.org): Wer die Diskussionen um eine Verwirklichung des Bundesteilhabegesetzes aus Sicht behinderter Menschen verfolgen will, findet auf diesen Seiten des Vereins Netzwerk Artikel 3 jede Menge Material und erfährt etwas über konkrete Alltagsprobleme von Betroffenen – vor allem im Zusammenhang

... Fortsetzung von Seite 14

15

mit dem Thema Vermögensbildung. Das Netzwerk mit Sitz in Berlin spricht für eine Vielzahl an Behindertenverbänden, die sich darin zusammengeschlossen haben.

#### Wie Technik hilft

Aktuelle Smartphone-Apps bieten Lösungen für konkrete Alltagsprobleme von Menschen mit Behinderung. Anlass hinzuschauen, wer solche Apps nutzt und wie sie ein Leben bereichern können. Drei Beispiele:

- [www.gretaundstarks.de](http://www.gretaundstarks.de): Die Apps Greta und Starks ermöglichen Blinden und Gehörlosen barrierefreies Kino durch Audiodeskription und Untertitel-Funktion. Mit dem Smartphone können Wunschfilme heruntergeladen werden, im Kino wird die gewünschte App dann eingeschaltet und synchronisiert sich mit dem Film. Der Nutzer kann nun entweder die Untertitel mitlesen oder mit Kopfhörern der Audiodeskription folgen.

- [www.mapmyday.org/de](http://www.mapmyday.org/de): Weltweit ruft die Kampagne MapMyDay behinderte und nicht behinderte Menschen dazu auf, öffentlich zugängliche Orte in ihrer Nachbarschaft auf [Wheelmap.org](http://Wheelmap.org) einzutragen, die sie in ihrem Alltag besuchen. Bei [Wheelmap.org](http://Wheelmap.org) handelt es sich um eine Online-Karte für rollstuhlgerechte Orte, initiiert vom Berliner Verein Sozialhelden.

- [www.bemyeyes.org](http://www.bemyeyes.org): Mit den Augen anderer sehen – die App Be My Eyes verbindet weltweit blinde und sehbehinderte Menschen mit freiwilligen Helfern über Live-Videochat. Per Smartphone wird um die Hilfe Sehender gebeten. Stellt ein sehbehinderter Nutzer eine Anfrage, verbindet ihn die App per Video mit einem sehenden Freiwilligen. Der schaut sich das Kamerabild an und beschreibt seinem Gegenüber, was er sieht. Zum Beispiel, ob er dessen Wohnungsschlüssel irgendwo entdecken kann.

#### Die sichere Seite der Sprache

In Zusammenarbeit mit dem Netzwerk Leichte Sprache hat das Bundesministerium für Arbeit und Soziales eine 128-seitige Broschüre herausgegeben. Das Heft „Leichte Sprache. Ein Ratgeber“ enthält Regeln für Leichte Sprache sowie für Leichtes Internet und behandelt auch das Sprechen in Leichter Sprache. Es ist kostenlos per Download über das Ministerium erhältlich. Dem Texten in Leichter Sprache steht so nichts im Wege – es fehlen dann nur noch Menschen mit Lernschwierigkeiten als Überprüfer.

[www.tinyurl.com/hqn5kqx](http://www.tinyurl.com/hqn5kqx)

## „Wir beißen nicht“

Nichts geht über die direkte Begegnung mit behinderten Menschen, findet die gehörlose Aktivistin Julia Probst.

16

### Julia Probst

wurde 1981 geboren und ist seit ihrer Geburt gehörlos. Sie wirkt als leidenschaftliche Bloggerin im Kampf um Barrierefreiheit und landete 2011 auf der Vorschlagsliste zum Grimme Online Award. Im Web bekannt geworden war sie durch ihren Ableseservice während der Fußball-WM 2010, der EM 2012 und der WM 2014, bei der sie Aussprüche von Spielern, Trainern und Schiedsrichtern von den Lippen ablas und diese twitterte. Für eine am 24. Januar ausgestrahlte „Tatort“-Folge aus Saarbrücken war Julia Probst als Beraterin tätig.



### Kontakt:

E-Mail: [julesblogspot@googlemail.com](mailto:julesblogspot@googlemail.com)

Das wache Auge von Julia Probst kreist über der deutschen Medienlandschaft. Im Interview erzählt sie, was ihr besonders negativ aufstößt und was getan werden könnte, damit die Darstellung behinderter Menschen in den Medien vor allem eins wird: normal.

### Julia, du warst selbst häufiger Gegenstand von Medienberichten. Wie ist das bei dir angekommen?

Ehrlich gesagt glaube ich, dass ich dadurch eine sehr „kontrollierte“ Interviewpartnerin geworden bin. Am Anfang meiner „Karriere“ habe ich oft bemerkt, dass ich falsch dargestellt wurde, und es dann mühsam war, dieses Bild zu korrigieren – weil die unzutreffenden Formulierungen ja schon um die Welt gegangen waren.

### Was beobachtest du allgemein, wie Zeitungen Menschen mit Behinderungen darstellen?

Journalisten fehlen die Erfahrungen, wie Menschen mit Behinderungen denn wirklich sind: normal. Eben wie du und ich. Wir sind nicht leidende Nichtsköner oder überragende Superhelden. Mir fehlt wirklich ein normales Bild in den Medien, aber langsam ändert sich da was. Es wird häufiger mit Menschen mit Behinderungen geredet statt über sie. Aber die Fortschritte sind noch nicht deutlich messbar. Menschen mit Behinderungen haben eigene Meinungen, sind eben auch individuell anders. Kein Rollstuhlfahrer ist wie der andere, kein Gehörloser wie der andere. Man kann wirklich nicht von einer Begegnung mit einem Menschen mit Behinderung automatisch auf alle anderen schließen, wie es leider häufig passiert. Beispielsweise sind meine Lippenlesefähigkeiten überdurchschnittlich gut, und ich betone in vielen Interviews auch immer wieder, dass dies längst nicht auf jeden Gehörlosen zutrifft. Ich

denke einfach, dass man durch gute Fragestellungen und Eintauchen in die Welt des Betroffenen gut herausstreichen kann, dass es eben viele verschiedene Meinungen gibt.

### Den Verallgemeinerern lieferte ja im vergangenen Sommer die frühere TV-Moderatorin Monica Lierhaus Futter, als sie sagte, sie sei lieber tot als behindert.

Wie viele andere Menschen mit Behinderung habe ich mich darüber sehr geärgert. Leider wird Lierhaus als bekannte Figur von der Öffentlichkeit als Sprachrohr der Menschen mit Behinderungen gesehen. Und von uns hat man ja sowieso das Bild, dass wir alle leiden und lieber tot wären und überhaupt. Das stimmt nicht. Lierhaus hat mit ihrer millionenfach verbreiteten Aussage die Aufklärungsarbeit von Menschen mit Behinderung einfach niedergedrückt. In ihrem Fall sind die Medien auf eine Einzelmeinung hereingefallen, weil man so getan hat, als ob sie ein Tabu gebrochen hätte mit ihrer Aussage. Ich wünschte mir vom Medienmenschen Lierhaus eine differenziertere Formulierung.

### Was können Journalisten denn konkret tun, um ein angemessenes Bild von Menschen mit Behinderungen zu zeichnen?

Dort hingehen, wo Menschen mit Behinderungen sind. Mit ihnen über sie reden – nicht mit Ärzten, Therapeuten, Familienangehörigen oder sonst irgendwelchen nicht-behinderten Leuten, die für Menschen mit Behinderungen sprechen wollen. Es geht hier um uns. Redet mit uns – von uns werdet ihr auch authentische Antworten bekommen. Wir beißen nicht. Und ganz hilfreich fände ich es auch, wenn es mehr Angebote für Journalisten gäbe, die aufklären, wie man angemessen über Inklusion und somit über Menschen mit Behinderungen spricht.



... Fortsetzung von Seite 16

17

Ich sehe das Problem, dass Journalisten, die offen für solche Angebote sind, die sowieso annehmen, und Journalisten, die nicht offen sind, das eben nicht machen. Das ist sehr schade. Es wäre super, wenn vonseiten der Redaktionen eine gewisse Verpflichtung bestehen würde, dass man diskriminierungsfrei über Menschen jeder Art berichtet.

**Wenn du Chefredakteurin wärst, welche Themen kämen auf jeden Fall ins Blatt?**

Ich würde darauf achten, ein angemessenes Bild der Gesellschaft abzubilden, denn die besteht ja nicht ausschließlich aus weißen Menschen – wir sind doch so viel mehr als das, wir sind eine sehr bunte und vielfältige Gesellschaft mit ganz vielen tollen Geschichten. Ich würde die Redakteure auch mal da hinschicken, wo sie noch nie waren, sei es in ein Dunkelrestaurant, als „stille Teilnehmer“ einer Führung in Gebärdensprache, obwohl man keine Gebärdensprache kann, etc. Einfach mal ins kalte Wasser werfen. Und ich würde mich sprachlich an den Empfehlungen von Leidmedien.de für eine diskriminierungsfreie Sprache orientieren. Das mag sich jetzt übermotiviert und zu political correct anhören, aber auch Sprache kann verletzen und vor allem formt Sprache unsere Vorstellung und unser Verhalten.

**Was hältst du in diesem Zusammenhang von der Idee des „Stadtchecks“, wo sich z. B. ein Redakteur in einen Rollstuhl setzt und auf diese Weise seine Stadt erkundet?**

So ist zum Beispiel der RTL-Journalist Jenke von Wilmsdorff an das Thema Menschen mit Behinderungen herangegangen. Er hat sich jeweils für eine Woche in einen Rollstuhl gesetzt, auf blind getan, auf gehörlos gemacht – und ich fand es furchtbar bevormundend. Warum ist in Sachen Barriere-

freiheit die Meinung eines Nicht-Behinderten wichtiger, der mal auf behindert tut, statt derjenigen von Menschen mit Behinderung, die jeden Tag mit Barrieren zu kämpfen haben? Sinnvoller wäre es für mich gewesen, wenn Journalisten sich von Blinden, Gehörlosen, Rollstuhlfahrern die Stadt zeigen ließen. Da hätte man auch einen Rollstuhl mitschleppen und den Journalisten vor den Augen des Rollstuhlfahrers die Hindernisse umkurven lassen können.

**Worauf sollte bei der Recherche besonders geachtet werden und wie lassen sich Kontakte zu Betroffenen am besten herstellen?**

Diskriminierungsfreie Sprache verwenden, mit den Betroffenen reden. Dort hingehen, wo die Betroffenen sind. Angehörige von Menschen mit Behinderungen sind lediglich Experten darin, mit einem Menschen mit Behinderung zusammenzuleben. Teilweise decken sich die Erfahrungen, aber: Angehörigen fehlen die Perspektive und die grundsätzlichen Erfahrungen eines Menschen mit Behinderung. Ich würde ja auch nicht mit einem männlichen Arzt darüber reden, ob die Geburt eines Babys schmerzhaft ist. Er kann mir zwar sagen, dass es wehtut, aber kann er mir genau sagen, wie er den Schmerz auf einer Skala einordnen würde? Kann er nicht. Das können Mütter am besten.

**Deutet sich denn in Sachen Sprache eine Besserung in den Medien an?**

Das Problem ist: Viele Medienschaffende erkennen nicht, dass sie oft eine diskriminierende Sprache verwenden, vor allem in Bezug auf Autisten. Viele verwenden zum Beispiel die Metapher: „autistische Züge“. Darunter leiden dann Autisten, weil Medien ein Bild von ihnen zeichnen, das sie als gefühllos, egoistisch und potenzielle

... Fortsetzung von Seite 17

18

Amokläufer von Geburt an zeigt. Solange es keinen Knigge in Redaktionen gibt für angemessene Berichterstattung, wird sich leider wenig ändern.

**Wie können Zeitungen in ihren eigenen Angeboten Barrierefreiheit umsetzen?**

Mir ist aufgefallen, dass Zeitungen online immer mehr auf das Medium Video setzen. Manchmal sind die Videos auch mit Untertiteln versehen, was ich sehr begrüße. Ich würde mir wünschen, dass jedes Video Untertitel und Audiodeskriptionen erhält, denn das bringt zusätzliche Barrierefreiheit

für Menschen mit Migrationshintergrund, für Gehörlose und Blinde. Beim *Spiegel* habe ich beobachtet, dass am Ende der Artikel eine kurze Zusammenfassung der langen Texte steht. Warum kann man nicht eine Zusammenfassung in Leichter Sprache unter einem Artikel anbieten? Und ich würde die Internetauftritte der Medien so gestalten, dass auch Blinde die Seiten problemlos mit einem Screenreader und anderen Hilfsmitteln aufrufen können.

Interview: Volker Dick



## Gegen alle Widerstände

Barrieren lauern für Menschen mit Behinderung überall: vor der Haustür, in der Sprache, in den Köpfen. Drei Arbeitsgruppen unterbreiten Vorschläge zu deren Überwindung.

19

Trotz vielfältiger Bemühungen eine Tatsache: Menschen mit Behinderung stehen immer wieder vor Hindernissen, die sie gar nicht oder nur schwer überwinden können. Dabei geht es außer um räumliche Barrieren ebenso um solche in den Köpfen und in der Sprache. Lokalredaktionen finden in ihrem unmittelbaren Umfeld viele Ansatzpunkte, um über behindernde Hürden zu berichten – und so möglicherweise zu helfen, dass es weniger werden. In drei Arbeitsgruppen haben sich die Teilnehmenden der Redaktionskonferenz „Inklusion: Ganz normal, oder was?“ Gedanken darüber gemacht, wie verschiedene Aspekte des Themas Eingang in den Arbeitsalltag finden können. Dabei stehen praxisorientierte Vorschläge an erster Stelle.

### Barrieren vor der Haustür

Um dieses Ziel umsetzen zu können, müssen zunächst die geeigneten Gesprächspartner gefunden werden. Die Arbeitsgruppe 1 schlägt daher vor, sich mit der Zeit ein umfangreiches Netzwerk aufzubauen und einen detaillierten Überblick zu schaffen: über Selbsthilfegruppen, Einrichtungen, Verbände usw. für Menschen mit Behinderung.

Um darzustellen, wo überall Barrieren behinderten Menschen das Leben schwer machen, regt die AG einen „Stadtcheck“ an. Der könnte beispielsweise als Serie angelegt sein und alle Darstellungsformen umfassen. Mögliche Elemente:

- Begleitstücke zu den Hauptartikeln, die auch Hintergründe zur Biografie liefern – abseits der Behinderung
- Ergänzende Drei-Fragen-Interviews
- Weiteres Material wie Dossiers, Fotogalerien und Videos online

- Leser per Social Media zum Dialog auffordern

- Erstellung einer interaktiven Online-Karte, auf der mit der Zeit gesammelte Informationen abrufbar sind, beispielsweise zu barrierefreien Kneipen, Schwimmbädern, Sporthallen

Der eigentliche Stadtcheck sollte dann tatsächlich möglichst viele Bereiche abdecken, von der Mobilität per öffentlichem Nahverkehr über barrierefreies Einkaufen und Vereinsleben bis zum Spielplatz-Check. Einige Punkte im Einzelnen:

- Thema Städtebau: mit Blinden/Gehörlosen/Rollstuhlfahrern durch die Stadt; dazu Interviews mit Stadtplanern und Behindertenbeauftragten der Stadt

- Thema Tourismus: aus der Sicht eines behinderten Touristen durch die Stadt, mit Blick auf Hotels, Beschilderungen, WCs und Sehenswürdigkeiten – sind sie erreichbar und wahrnehmbar?

- Thema Kultur: Ist ein Museum nicht nur rollstuhlgerecht, sondern überwindet es auch Barrieren für Sehbehinderte und Gehörlose? Sind etwa Gebärdensprachdolmetscher vor Ort?

- Thema Internet: Wie sind die Websites lokaler Akteure gestaltet, sind sie in Bezug auf Schriftgröße, Vorlesemöglichkeit und Leichte Sprache an Menschen mit Behinderung gerichtet?

### Barrieren in der Sprache

Vor der eigentlichen Wortwahl steht für die Arbeitsgruppe 2 vor allem eins: „Wenn wir über Menschen mit Behinderungen schreiben, vermeiden wir Schubladendenken und versuchen,

... Fortsetzung von Seite 19

20

der Individualität der Person und des Themas gerecht zu werden. Wir fragen uns: Wann ist die Behinderung wirklich erwähnenswert? Eine ähnliche Sensibilität empfiehlt die AG bei der Vorbereitung, beispielsweise eines Interviews. Ein wichtiger Punkt ist dabei, ob ein Mensch mit Behinderung einen gesetzlichen Vertreter hat, ob er also auch selbst sein Einverständnis zu Foto und Namensnennung geben darf.

Beim heiklen Thema Wortwahl setzt die AG auf journalistisches Fingerspitzengefühl und Professionalität; es geht bei der Sprache darum, abzuwägen zwischen nötiger Lesbarkeit und Verständlichkeit auf der einen und politischer Korrektheit auf der anderen Seite. Drei konkrete Empfehlungen lauten:

- Der Begriff „Behinderter“ ist nicht verpönt, sondern kann im journalistischen Alltag als Synonym durchaus verwendet werden. „Menschen mit Handicap“ ist ebenfalls geläufig.
- Begriffe wie „Assistenznehmer“ oder „Mensch mit Förderungsbedarf“ klingen sperrig und bürokratisch, dem Leser sind sie unverständlich.
- Beim Schreiben sollte der jeweilige Begriff immer mit Bedacht gewählt und der Kontext berücksichtigt werden, ebenso die Lesbarkeit.
- Wenn man schreibt, dass jemand unter einer Behinderung leidet, sollte man wissen, ob die Person tatsächlich leidet.
- Stereotype und Phrasen vermeiden; dazu gehört die Formulierung „an den Rollstuhl gefesselt“; bei Verniedlichungen wie „Rolli“ oder „Downie“ sollte sich ein Schreiber bewusst sein, ob solche Begriffe für den Betroffenen angemessen erscheinen.

- Behinderung korrekt bezeichnen: Beispielsweise sollte der Begriff „taubstumm“ vermieden werden, weil sich Gehörlose nicht als stumm empfinden, sondern sprechen oder sich anderweitig ausdrücken können. Ähnliches gilt es bei allen Arten von Behinderungen zu recherchieren.

### Barrieren in den Köpfen

Unkenntnis, Unsicherheit, Ängste und Vorurteile: Gegenüber Menschen mit Behinderung bleibt viel Aufklärung zu leisten. Nur so lässt sich Inklusion und deren Folgen unvoreingenommen begegnen, betont die Arbeitsgruppe 3. Sie beleuchtet verschiedene Aspekte, die ins Zentrum journalistischer Aufklärungsarbeit rücken sollten.

**Aspekt 1:** Nicht-Behinderte, die auf das Leben der Angehörigen behinderter Menschen blicken, bekommen eine andere Perspektive auf beinahe alle Lebensbereiche. Sie erfahren etwa Gelassenheit, Geduld, Entschleunigung, den Blick für das Wesentliche. Auch eine Bereicherung durch die Erfahrung im Leben mit einem behinderten Kind ist möglich. Dies alles journalistisch zu thematisieren, hilft aus Sicht der AG 3, unvoreingenommen über das Leben mit Behinderung zu sprechen und zu diskutieren. Aber auch Chaos, Traurigkeit und Überforderung können zum Alltag gehören und ziehen weitere Themen nach sich – wie Sozialhilfe, Teilhabe, unterstützende Dienste.

**Aspekt 2:** Die Werkzeuge und Maßnahmen, die Inklusion voranbringen, helfen weit mehr Menschen als nur denen mit Behinderung, beispielsweise Flüchtlingen und Alleinerziehenden. So kann Leichte Sprache auch helfen, die Steuererklärung, Patientenverfügung oder Baumschutzsatzung zu verstehen.

... Fortsetzung von Seite 20

21

Weitere Themen:

Umgang mit anderen, mit Fremdem, Empathie und Toleranz. Hier wären Begegnungen aus dem Alltag zu arrangieren, etwa in der Schule, im Fußballverein, in der Familie: Wie sieht das Leben mit behinderten Vereinsmitgliedern aus? Was sagen Geschwister über ihren Bruder oder ihre Schwester mit Behinderung?

**Aspekt 3:** Beim Thema Familie und soziales Umfeld ergeben sich zahlreiche Fragen, etwa die, wo sich die Barrieren in den Köpfen konkret auf ungeborene Leben auswirken – also bei der pränatalen Diagnostik. Was kann man testen? Was ist sinnvoll? Hier käme eine Reportage in Betracht: Eine Schwangere wird begleitet, ihre Sicht und die der Ärzte und der Beratungsstellen werden berücksichtigt.

Weitere Fragen:

- Welcher Druck entsteht auf Familien mit behinderten Kindern?
- Wie sieht das Leben als Mutter, Vater, Geschwister eines behinderten Kindes aus? Wie verändert sich die Perspektive von Alleinerziehenden?
- Was tut sich auf Partnerschaftsbörsen: Wo drückt sich der Wunsch behinderter Menschen nach Partnerschaft und Familie aus? Wie sehen gemischte Paare ihr Leben?

Bei Recherche und Texten steht über allem die einfühlsame Rücksichtnahme. Betreuer, Menschen mit Behinderung und Fachleute für die Inklusionsthematik helfen weiter, wenn diese Unsicherheiten direkt und offen zur Sprache gebracht werden.

Text: Volker Dick